

## Ausländer – Bedrohung oder Chance und missionarische Herausforderung?

### 1. Der Fremdling im Alten Testament und die Bringschuld der „Fremdlinge betreffs der Bündnisse der Verheißung“

*„Den Fremdling sollst du nicht bedrücken; ihr selbst wisst ja, wie es dem Fremdling zumute ist, denn Fremdlinge seid ihr im Land Ägypten gewesen“ (2Mo 23,9).*

Zu Recht sprechen wir hinsichtlich der deutschen Bevölkerung heute von einer multikulturellen Gesellschaft. Die Ursachen dafür sind vielfältig: Viele der heute in Deutschland lebenden Ausländer oder deren Eltern sind als Gastarbeiter gekommen und halfen angesichts des massiven Arbeitskräftemangels der damaligen Zeit mit beim Wiederaufbau Deutschlands. Andere sind gekommen und kommen noch, weil sie in ihrer Heimat verfolgt, durch Krieg bedroht werden oder das Nötigste entbehren.

Gott bedachte schon zu alttestamentlicher Zeit, dass aus dem Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft und Kulturen Probleme entstehen können. Bezeichnen-derweise wendet er sich in dem o.g. Vers an sein Volk, das Volk Israel, die „Mehrheitskultur“, wie wir heute sagen würden. Er erinnert sie an die Zeit in Ägypten, als sie selbst in der Minderheit und Fremdlinge gewesen waren, und verbietet ihnen, den Fremdling zu bedrücken. An anderer Stelle ermahnt sie Gott darüber hinaus, die Ränder des Feldes stehen zu lassen, damit Arme und ggf. Fremdlinge hier Nachlese halten konnten (vgl. 3Mo 19,9f.).

Der Christ, der heutigentags seinem Pass nach der deutschen „Mehrheits-

kultur“ angehört, vernimmt die Mahnung Gottes auch heute noch. Er erinnert sich daran, dass das Neue Testament seine Position gegenüber der Welt an mehr als einer Stelle als „Fremdling“ bezeichnet (vgl. z. B. Phil 3,20). Und noch in einer zweiten Hinsicht war er ja Fremdling: Als gebürtiger Heide war er „Fremdling betreffs der Bündnisse der Verheißung“ (Eph 2,12) und wäre nie in eine so privilegierte Beziehung zu Gott gekommen, hätte sich Gott in seiner Gnade nicht auch den Heiden zugewendet und wäre er nicht auch „*offenbart worden denen, die nicht nach [ihm] fragten*“ (Röm 10,20). Die Tatsache, dass er in zweifacher Hinsicht Fremdling ist, verpflichtet ihn, sich auch seinerseits des Fremdlings anzunehmen.

### 2. Die schwierige Lektion des Petrus

*„Brüder, ihr wisst, dass Gott mich vor längerer Zeit unter euch dazu auserwählt hat, dass die Nationen durch meinen Mund das Wort des Evangeliums hören und glauben sollen“ (Apg 15,7).*

Noch bei der Aussendung seiner 12 Jünger hatte der Herr Jesus sie angewiesen, den „Weg der Nationen“ und die „Stadt der Samariter“ zu meiden (Mt 10,5). Seinen Ausführungen in Joh 10 aber entnehmen wir bereits, dass es dabei nicht bleiben würde. Nach seiner Ablehnung durch die Mehrheit seines Volkes Israel würde er sich auch den Heiden zuwenden: *„Ich habe andere Schafe, die nicht aus diesem Hof sind; auch diese muss ich bringen“ (V. 16).*

Eine besondere Rolle in der Umsetzung dieser Absicht Gottes kam Petrus zu. In dem o. g. Vers berichtet er in Jerusalem davon, wie er das Evangelium den Heiden verkündigt hatte. Petrus tritt hier wie schon in Kapitel 11 entschlossen für die Anerkennung der zu Gott umgekehrten Heiden ein. Schlagen wir allerdings einige Kapitel zurück, sehen wir, dass auch bei Petrus durchaus ein längerer und schwieriger Erkenntnisprozess notwendig war, bis er sich zur Akzeptanz auch der Heidenchristen durchgerungen hatte. Gott bemühte zu diesem Zweck extra eine Vision, bis Petrus verstanden hatte, dass er „keinen Menschen gemein oder unrein nennen“ sollte und „Gott die Person nicht ansieht, sondern dass in jeder Nation, wer ihn fürchtet und Gerechtigkeit wirkt, ihm angenehm ist“ (Apg 10,28.34f.).

Petrus vollzieht damit einen Erkenntnisprozess, den auch heute jeder durchlaufen muss, der anderen Menschen und besonders Ausländern das Evangelium antragen möchte. Nationale, kulturelle oder sonstige Dünkel stehen einem solchen Missionar schlecht an.

### 3. Von der Landstraße in den Festsaal

*„Geht nun hin auf die Kreuzwege der Landstraßen, und so viele ihr irgend findet, ladet zur Hochzeit“ (Mt 22,9).*

In dem Gleichnis vom „König, der seinem Sohn Hochzeit machte“, wird von einem Hochzeitsfest berichtet, bei dem sich die eingeladenen Gäste alles andere als dankbar für die ihnen mit der Einladung ausgesprochene Wertschätzung erzeigten. Sie schlugen die Einladung aus, einige misshandelten und töteten die Knechte des Königs sogar. Unschwer erkennt man in diesem Gleichnis den zweifachen Ruf an das Volk Israel, zu Jesus, dem Messias, umzukehren. Nachdem diese Umkehr (von Ausnahmen abgesehen) nicht erfolgte, wendet sich Gott den Heiden zu. Der o. g. Vers beschreibt bildhaft genau diese Zäsur.

Ein „Knecht“, der sich den zitierten Auftrag des „Königs“ besonders zu Herzen nahm und vor allem deswegen stark von seinen jüdischen Mitbürgern angefeindet wurde (vgl. Apg 22,21f.; 28,28f.; 1Thess 2,16), war Paulus. Nicht ohne Grund nennt er sich „Diener Christi Jesu für die Natio-



nen“ (Röm 15,16), „Apostel der Nationen“ (Gal 1,16) und „Lehrer der Nationen“ (1 Tim 2,7). Als er in einer Vision den Ruf „Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!“ (Apg 16,9) vernimmt, überquert er den Hellespont und bringt das Evangelium nach Europa. Der Schriftsteller Stefan Zweig beschreibt in seinem gleichlautenden Buch besondere „Sternstunden der Menschheit“, Momente in der Geschichte, die ausgesprochen folgenreich waren. Ein Ereignis findet sich dort nicht, und deshalb hat Pastor Wilhelm Busch ihm den Status einer „Sternstunde“ verliehen, und das mit Recht: Es ist der Moment, als Paulus sozusagen mit der frohen Botschaft im Gepäck vom Orient in den Okzident reist. Und die Menschen dort – wir Heiden hier in Europa – hatten diese Hilfe bitter nötig.

Seither sind unzählige Christen aus den Nationen bereits von der Landstraße in den Festsaal gebracht worden. Ihnen steht es gut an, sich dieser Herkunft von Zeit zu Zeit zu erinnern und wie der wider Erwarten geheilte Samariter zu Jesus zu gehen und „Gott die Ehre zu geben“ (Lk 17,18).

#### **4. Der Christ im Spannungsfeld von Absolutheitsanspruch und Fremdverstehen**

*„Es ist in keinem anderen das Heil, denn es ist auch kein anderer Name unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in dem wir errettet werden müssen“ (Apg 4,12).*

Als während der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 und auch während der Europameisterschaft 2008 in Deutschland die schwarz-rot-goldenen Fahnen wie Pilze aus der Erde schossen, freuten sich die einen, dass die Deutschen zu einem „gesunden Patriotismus“ zurückgefunden hätten,

andere gaben zu bedenken, aus der Euphorie könne leicht wieder ein gefährlicher Nationalismus entstehen. Ungeachtet der Frage, wie die Inflation der Fahnen zu bewerten ist, steht fest, dass der Mensch zur Abwertung fremder Kulturen und Überhöhung der eigenen neigt und diese Neigung eine lange Tradition hat. So bezeichneten schon die Griechen diejenigen Völker, die sie nicht verstanden, als Barbaren.

Dabei sind es gerade fremde Kulturen, die schon manchen Reisenden zu überraschenden Einsichten veranlassen haben. Johann Peter Hebel (1760–1826) berichtet in einer seiner Erzählungen von einem deutschen Handwerksburschen, der nach Amsterdam gelangt und dort von einem großen Haus fasziniert ist und nach dessen Besitzer fragt. „Kannitverstan“, bekommt er zur Antwort. Dann betrachtet er den Hafen mit den vielen Schiffen und fragt wieder nach dem Besitzer. – „Kannitverstan“. Jetzt bedauert der Handwerksbursche seine Armut und beneidet den reichen Herrn Kannitverstan. Schließlich trifft er aber auf einen Leichenzug und fragt den letzten der Trauernden, der gerade dabei ist, seinen Baumwollpreis zu kalkulieren. Der antwortet: „Kannitverstan.“ Der Handwerksbursche wird der Vergänglichkeit des irdischen Reichtums gewahr und tröstet sich mit dem Gedanken, dass am Ende er nicht weniger als der reiche Herr Kannitverstan mit ins Grab nehmen wird. Die nützliche Lektion des Handwerksburschen beruht auf einem Missverständnis. Ähnlich wie ihm ist es aber vermutlich schon den meisten Lesern ergangen: Im Ausland oder im Umgang mit ausländischen Menschen haben sie ihren Horizont erweitert und eigene Deutungsmuster in Frage gestellt.

Was den Heilsweg angeht, geben sich Christen allerdings rigide, denn sie wissen – wie Petrus in dem o. g. Vers – um den alleinigen. Aber gerade weil sie in dieser Hinsicht so unnachgiebig sind, für den Heilsweg einen Absolutheitsanspruch erheben und jede Form interreligiösen Lernens verwerfen, ist es wichtig, dass sie sich vor der Neigung des gefallen Menschen hüten, die eigene Kultur und Herkunft zu überhöhen.

## 5. „Kann man in einer Welt leben, in der die Flaggenmasten leer stehen?“

*„Ein Fremder bin ich im Land, verbirg deine Gebote nicht vor mir“ (Ps 119,19).*

Die Sozialdemokratie sei in der Krise, liest man seit einiger Zeit in den Kommentaren der Zeitung. Ursachen werden verschiedene ausgemacht: die wegfallende „Systemkonkurrenz“ sei schuld, sagen die einen, andere behaupten, gerade der Umstand, dass die Ideen der Sozialdemokratie angesichts der Wirtschaftskrise heute Allgemeingut seien, sei Ursache für die ausbleibenden Wählerstimmen. Andere wiederum mahnen, die Sozialdemokratie habe zu stark nationale Belange fokussiert und die internationalen Anliegen vernachlässigt. Erinert wird zuweilen an das „Kommunistische Manifest“ von Marx und Engels, wo es heiÙe: „Die Arbeiter haben kein Vaterland.“ Sozialdemokrat zu sein verpflichte auch das Wohlergehen des Arbeiters in anderen Ländern in den Blick zu nehmen. Nicht nur der nächste eigene Tarifabschluss dürfe interessieren, das Wohl und Wehe des südafrikanischen Goldgrubenarbeiters sei ebenso wichtig.

So wie Politik nichts auf der Kanzel verloren hat, so ist auch eine Bibelstudienzeitschrift nicht der Ort für politi-

sche Analysen. Der o. g. Vers mahnt den Christen gleichwohl, wer es eigentlich sein sollte, der kein Vaterland kennt, wer eigentlich dazu berufen ist, in internationalen Maßstäben zu denken: der, dessen Heimat nicht irgendein Land ist, sondern die Gebote Gottes; neutestamentlich gewendet: der, dessen Heimat das Wort Gottes ist.

Alfred Andersch beschreibt in seinem Roman „Sansibar oder der letzte Grund“ sehr treffend den bedrohlich heraufziehenden Nationalismus des Dritten Reiches und die allorts sprieÙenden Flaggen und legt einer seiner Figuren die Vision von einer Zeit in den Mund, die diesen dumpfen Nationalismus überwunden haben wird: „Wir werden in einer Welt leben, dachte Gregor, in der alle Fahnen gestorben sein werden. Irgendwann später, sehr lange Zeit darnach, wird es vielleicht neue Fahnen geben, echte Fahnen, aber ich bin mir nicht sicher, dachte er, ob es nicht besser wäre, wenn es überhaupt keine mehr gäbe. Kann man in einer Welt leben, in der die Flaggenmasten leer stehen? Ich werde diese Frage später entscheiden, dachte Gregor ...“

Der Christ kann diese Frage jetzt schon für sich entscheiden. Sein Bürgertum ist in den Himmeln (vgl. Phil 3,20), und dort, wo er sich gedanklich aufhält, gibt es keine Fahnen. Er ist sich bewusst, dass Christen, sind sie sich ihrer eigentlichen Stellung bewusst und leben sie danach, die wahren „Kosmopoliten“ sind. Freudig stimmt er schon heute in das „neue Lied“ ein: „Du ... hast für Gott erkauff durch dein Blut aus jedem Stamm und jeder Sprache und jedem Volk und jeder Nation, und hast sie unserem Gott zu einem Königtum und zu Priestern gemacht“ (Offb 5,9).

Marcel Haldenwang